

Uwe Krebs

*Konfliktfeld »Individuum – Gesellschaftsordnung« –
eine phylogenetische Betrachtung*

*1. Einleitung: Von ursächlichen und spekulativen
Zusammenhängen*

Ursachen zu erkennen interessiert Menschen in der Regel sehr. Wenn wir durch den Lichtschalter die Lampe ausschalten, dann wissen wir, daß der Stromkreis unterbrochen wurde. Dies ist gewissermaßen ein aktualgenetischer Vorgang. Ursache und Wirkung liegen zeitlich nahe beieinander und sind – dies erleichtert das Erkennen zusätzlich – auf niedrigem Komplexitätsniveau. Wenn ein Säugling nicht hinreichend betreut wird und dies längere Zeit, z. B. bis ins Kleinkindalter hinein, anhält, so zeigt er Defizite, die wir seit René Spitz als Hospitalismus bezeichnen. Wird dieses Kind nun viele Jahre später, z. B. als junger Erwachsener, beobachtet und untersucht, so mag dieser hinreichend auffällige Störungen besitzen, um ihm von unauffälligeren Erwachsenen abzugrenzen. Und trotzdem ist der frühkindliche Hospitalismusschaden nicht in gleicher Stringenz verantwortlich zu machen für die Ausfälle des Erwachsenen, wie die Betätigung des Lichtschalters für das Erlöschen der Lampe. Ursache und Wirkung liegen zeitlich deutlich weiter auseinander und sind – dies erschwert das Erkennen zusätzlich – auf hohem Komplexitätsniveau. Man kann hier von ontogenetischen Einflußgrößen im Verhalten sprechen.

Treibt man dies noch weiter, so landet man bei jenen Einflußgrößen, die in der Naturgeschichte unserer Spezies oder noch früher als Anpassungen Spuren im genetischen Material z. B. in Form von Dispositionen und Präferenzen hinterlassen haben, Wirkungen also, deren Ursachen das einzelne Individuum möglicherweise heute in seiner ganzen Lebensspanne nicht mehr ausgesetzt ist, die es aber in seiner genetischen Ausstattung möglicherweise antizipiert. Solche phylogenetischen Einflußgrößen lassen sich also charakterisieren durch extrem lange Zeitspannen zwischen Ursache und Wirkung und zusätzlich durch ein beachtliches Komplexitätsniveau, das nicht zuletzt auch dadurch entstehen konnte, daß phylogenetisch gewordene Präferenzen und

Dispositionen im Konzert mit ontogenetischen und aktualgenetischen Einflußgrößen zu einem konkreten Verhalten oder Empfinden verschmelzen.

Die Möglichkeit solcher phylogenetischen Einflußgrößen möchte ich hier vor allem thematisieren. Dabei beschränkte ich mich auf den Sektor »Individuum und Gesellschaftsordnung«. Obwohl solche Überlegungen sehr spekulativ sind, finden sie aber bereits in diesem Stadium erbitterte Gegner bei manchen behavioristisch orientierten Sozialwissenschaftlern, was ein bezeichnendes Licht auf den Gattungsnarzißmus unserer Spezies wirft. Dieser äußert sich besonders dann, wenn die Freiheit menschlichen Handelns vermeintlich in Abrede gestellt wird, während sie tatsächlich nur spekulativ hinterfragt wird.

Um gedanklich auf das eigentliche Thema einzustimmen, soll zunächst die ungeheure Dynamik menschlicher Kulturphänomene verdeutlicht werden, eine Dynamik, die nur dann im Kopf des Lesers nachvollzogen werden kann, wenn die gewählte Zeitspanne hinreichend lang ist.

Am Beispiel der menschlichen Siedlungsweise und am Beispiel des Krieges soll dies anhand zweier Zitate versucht werden. In einem zweiten Schritt sind dann einige thematisch zentrale Begriffe kurz zu explizieren, um dann im dritten Schritt das eigentliche Thema zu behandeln. Abschließend werden ein paar mögliche praktische Konsequenzen angesprochen.

2. Kulturelle Dynamik

Zur Illustration der gesellschaftlichen und der waffentechnischen Dynamik möchte ich zwei m. E. kompetente Stimmen zitieren; zunächst den Psychologen Kornandt. Kornandt sagte in seinem »Bericht zur Lage der Psychologie«, den er als Präsident der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« zu erstatten hatte: » . . . In vierzig Jahren werden 85% der Menschen in den Industrieländern und zwei Drittel der Weltbevölkerung in Städten wohnen, und zwar überwiegend in riesigen städtischen Agglomerationen, die in Jakarta ebenso wie in Lagos oder Mexico-City 30 Mill. Menschen umfassen werden. D. h., die Menschheit ist dabei, durch Industrialisierung und Urbanisierung nach westlichem Muster die Welt, in der sie lebt, und die Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung in einem noch nie dagewesenen Maße zu verändern. Die Kinder werden sich in Zukunft immer mehr und immer unausweichlicher unter den Bedingungen einer

Welt entwickeln, die nicht mehr von übermächtigen Naturkräften beherrscht ist, oder von Göttern, die man sich vielleicht durch Rituale gewogen machen kann, in einer Welt, die auch nicht wenigstens partiell durch die Regeln überschaubarer Sippenverbände oder Staatswesen vorhersagbar und in Grenzen von ihnen selbst beeinflussbar ist. Es wird eine halbchaotische, labile und in fast allen Bereichen von Menschen gemachte Welt sein, von Menschen, die zwar verantwortlich sind, jedoch anonym und unerreichbar fern, durch Massenmedien vermittelt . . . es werden schon heute zukunftssträchtige, politische Entscheidungen getroffen, die auf Annahmen über genau dieses Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt und Gesellschaft beruhen. Wäre es nicht eine Aufgabe unserer Wissenschaft, gerade diese Vorannahmen kritisch zu prüfen und allmählich durch solidere Kenntnisse zu ersetzen?« (1985, 11).

Der Oberkommandierende der amerikanischen Pazifikflotte während des Zweiten Weltkriegs, General McArthur, sagte 1955: »Wir fragen uns, wie es dazu kam, daß eine solche Einrichtung wie der Krieg zu einem nicht mehr fortzudenkenden Bestandteil des Lebens und der Zivilisation der Menschheit werden konnte. Im Laufe meines eigenen Lebens habe ich diese Entwicklung verfolgt: Ich trat um die Jahrhundertwende in die Armee ein, damals war es unser Ziel, mit dem Gewehr, dem Bajonett oder einem Säbel jeweils einen einzelnen Feind zu töten. Dann kam das Maschinengewehr, mit dem man Dutzende auf einmal töten konnte, danach die schwere Artillerie, die Hunderten den Tod brachte, dann gab es Bombenangriffe aus der Luft, die Tausende dahinraffte, und ihr folgte die Atomexplosion, die Hunderttausende vernichtete. Jetzt erhöht die Elektronik u. a. wissenschaftliche Erkenntnisse das Vernichtungspotential noch mehr, so daß Millionen Menschen auf einmal getötet werden können. Unablässig und fieberhaft arbeiten wir in finsternen Laboratorien daran, alles mit einem Schlag zu zerstören. Der Krieg hat sich in ein Frankenstein-Ungeheuer verwandelt, das beide Gegner vernichtet. Er ist nicht mehr die Waffe des Abenteurers, die den Weg zu internationaler Macht und Reichtum, zum Platz an der Sonne abkürzen könnte. Wer verliert, wird vernichtet. Aber auch wer gewinnt, kann nur verlieren. Die Wissenschaft hat zweifellos den Krieg als brauchbaren Schiedsrichter abgeschafft« (Zit. aus: Hallgarten 1967). Für die Zwecke des Themas reicht es m. E., diese Zitate zunächst schlicht als Belege für kulturelle Dynamik zu nehmen und die sich anbietende inhaltliche Bewertung unter psychologischen oder moralischen Gesichtspunkten ausnahmsweise zu unterlassen.

3. Begriffsbestimmungen

Auf die Diskussion der grundsätzlichen terminologischen Probleme der zumeist komplexen Schlüsselbegriffe des Themas wird verzichtet und statt dessen eher pragmatisch versucht, Begriffe zu übernehmen, die aufgrund relativ genauer und neutraler Beschreibung als Werkzeuge zum Verständnis des Themas dienen können. Begriffsbeschreibungen, die dies leisten, finden sich in verschiedenen Disziplinen. Hier wurde der Soziologie wegen ihrer zentralen Kompetenz bei primär gesellschaftlichen Phänomenen der Vorzug gegeben und Begriffsbeschreibungen des Soziologen Hartfiel übernommen. Weil die Beschreibungen der komplexen Begriffe, die in Rede stehen, zu facettenreich sind, um sie in Nebensätzen des Themas unterzubringen, werden sie vorangestellt. Es sind dies die Begriffe: »Gesellschaft«, »Gesellschaftsordnung«, »Staat« und »Individuum«.

»*Gesellschaft*: Vieldeutig benutzter Begriff der Sozialwissenschaften, der ganz allgemein einen bestimmten Sachverhalt, nämlich die Verbundenheit von Lebewesen (Pflanze, Tier, Mensch) ausdrückt . . .«

» . . . einhellig aufgrund der Forschungsergebnisse von Anthropologie und Ethnologie anerkannt, daß der Mensch als gesellschaftliches Wesen, als soziokulturelle Person, ohne Gesellschaft nicht existieren kann . . .« » . . . Gesellschaft ist zu verstehen, als Rahmen, als Gesellschaftssystem, als vorgegebene Struktur, worin der einzelne Mensch Orientierung und Ordnung, Regelmäßigkeit und Bedeutungsgehalt empfindet« (Hartfiel, 1972, 233).

Gesellschaftsordnung: In Anlehnung an Hartfiel verstanden als »System von Ordnung schaffenden Rechten und Pflichten sowie damit verbundener Über- und Unterordnungsverhältnisse als Ergebnis der Vernunft des Menschen, die mit ihm den vorvertraglichen Naturzustand überwinden, in dem es keine Ordnung, keine Herrschaft, aber auch keine Sicherheit und wirkliche Freiheit gibt« (a. a. O. 263).

Die hier ausgedrückten Spekulationen über den vorvertraglichen Zustand zeigen, wie wenig Vertrauen die Soziologie in das Sozialverhalten höherer Wirbeltiere, insbesondere der Primaten – zu Unrecht –, hat.¹

Dieser Naturzustand wird bei Hobbes als »Krieg aller gegen alle« und bei Rousseau als das friedliche Paradies völliger individueller Freiheit ausgemalt (a. a. O. 263). Bereits über die Ausgangslage besteht also keine Einigkeit.

Staat: Im Verständnis der Staatssoziologie wird dieser Begriff von Heller prägnant beschrieben: »Herrschaftsgefüge, das die gesellschaftlichen Akte auf einem bestimmten Gebiet in letzter Instanz ordnet« (a. a. O. 637).

Individuum: » . . . Als menschliches Individuum ein selbständiges vernunft- und willensfähiges Wesen, das durch eine spezifische Gesamtheit strukturierter und gegenüber anderen Individuen abgrenzbarer Merkmale der Denk- und Verhaltensweisen, sowie der körperlichen, geistigen, kulturellen und sittlichen Eigenschaften ausgezeichnet . . . « – »Alle Richtungen der Gegenwartssoziologie gehen von der anthropologischen Prämisse aus, daß das Individuum im Sozialen erst zu dem werden kann, was es in der spezifischen Ausprägung seines *bisher nur unzureichend erforschten genetischen Potentials als soziales Wesen*, als Persönlichkeit darstellt« (a. a. O. 296, Hervorhebung durch Verfasser).

4. Phylogenetische Dimension des Konfliktfeldes »Individuum – Gesellschaftsordnung«

Die Phylogenese betreffende Verhaltensphänomene der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaftsordnung haben mit zwei Hauptproblemen zu kämpfen: Der Wissensstand ist dürftig, und die methodischen Probleme sind erheblich.

Die *Kulturgeschichte* der Spezies *Homo sapiens* weist belegbar zumindest in den letzten 5 000 Jahren (ab Beginn sumerischer, ägyptischer und chinesischer Hochkulturen) wie in der Gegenwart eine bunte Vielzahl von Gesellschaftsordnungen auf. Denken wir z. B. an das sakrale Königtum, an das erbliche Königtum, an Fürstbischöfe, die konstitutionelle Monarchie, totalitäre Einparteienstaaten, Militärdiktaturen und die – der Anzahl, nicht dem Einfluß nach – kleine Minderheit parlamentarisch-demokratischer Ordnungen.

Die Naturgeschichte des *Homo sapiens* ist uns zwar unter diesem Gesichtspunkt weniger genau bekannt, aber doch hinreichend genau, um festzustellen, daß wir seit ca. 1–3 Millionen Jahren – ebenso wie unsere biologisch nächsten Verwandten, die anderen Primaten – fast stets in Familiengruppen, Sippen oder Hordenverbänden und nahezu niemals als solitäre Wesen und sicherlich niemals in Millionenverbänden gelebt haben. Ob ein Lebewesen

solitär wie z. B. der Zackenbarsch oder der Tiger lebt, oder in Verbänden von vielen Tausenden bis Millionen Individuen, wie z. B. manche Antilopen oder Heringe, ist offensichtlich stärker durch die ökologische Funktion und Situation (z. B. als Jäger oder Pflanzenfresser) bestimmt, als allein durch die biologische Entwicklungshöhe der Spezies.² Aus anderen Bereichen der Vergleichenden Verhaltensforschung wissen wir, daß genetisch fixierte Anpassungen im Verhalten nur unter zwei gleichzeitigen Voraussetzungen überhaupt möglich sind:

1. sind sehr lange Zeiträume erforderlich bei Generationsspannen, wie wir sie beim Menschen finden;
2. sind deutliche Anpassungen nur an relativ überdauernde und bedeutsame Bedingungen zu erwarten.

Beide Voraussetzungen werden zweifellos im Fall des *Homo sapiens* im Bereich seiner nichtsolitären, sondern sozialen Lebensweise erfüllt. Anpassungen in Form genetischer Präferenzen und Dispositionen sind also nicht nur nicht auszuschließen, sondern theoretisch geradezu zu fordern. Sie können allerdings nur gegenüber solchen sozialen Strukturen erfolgt sein, die über hinreichend lange Zeiträume bestanden haben. Bei der Hautfarbe der drei Großrassen unserer Spezies z. B. ist es selbstverständlich und offensichtlich, daß sie Anpassungen an die durchschnittliche Lichtstärke der Lebensräume darstellen, indem sie entsprechend stark oder schwach ultraviolette Strahlung filtern.³ Beim Sozialverhalten können wir auf dermaßen klare Zusammenhänge nicht hoffen.

Doch die zwei genannten wesentlichen Voraussetzungen – 1. lange Zeiträume, 2. überdauernde und bedeutsame Sachverhalte – erfüllt menschliches Sozialleben vermutlich länger, als die Aufspaltung in Rassen zurückliegt. Dort aber haben wir klare Anpassungen.

Konkreter Gegenstand von Anpassungsvorgängen im Sozialbereich können aber wohl nur *Kleingruppen* oder, soziologisch gesprochen, »Primärgruppen«, sogenannte »Face-to-face-Gruppen«, sein. Zu ihnen zählt das Paar, die Familie, die Sippe, der Stamm, aber keinesfalls solche kunstvoll organisierten, umfangreichen Ordnungsgefüge wie Kaiserreiche, Einparteiensysteme, parlamentarische Demokratien mit Dutzenden oder Hunderten von Millionen Mitgliedern. Denn diese Ordnungsgefüge sind schlicht biologisch zu neu, um Anpassungen an sie im Bereich der Genetik zu gestatten. Im Gegenteil ist nicht auszuschließen, daß eventuell vorhandene Dispositionen

und Präferenzen im Sozialverhalten unserer Spezies bei den kulturgeschichtlich zwar alten, aber naturgeschichtlich jungen Gesellschaftsordnungen eher hinderlich als förderlich sind und nur unbefriedigend oder gar nicht mittels Sozialisation kompensiert werden können. Man denke nur an das Gewicht des Geflechtes persönlicher Beziehungen, das jeder von uns besitzt und das oft in Konkurrenz tritt zu den offiziellen Strukturen, die ihrer Konstruktion nach zwar objektiver, aber zugleich auch anonym und unberechenbarer scheinen.

Wenn dies der Fall ist, dann sollte es nützlich sein, genetisch fixierte Komponenten des sozialen Leistungsprofils zu kennen, um unsere hochkomplexen Sozialverbände der modernen Gesellschaftsordnungen am tatsächlichen Spektrum des sozial Möglichen auszurichten, statt an ideologisch-idealistischen Menschenbildern. So betrachtet, finden sich *Indizien* für eine Überforderung der sozialen Möglichkeiten des Individuums in größerer Zahl. Generell zeigt sich – mutatis mutandis – eine Abnahme des Altruismus mit Zunahme der Anonymität als Folge des Populationsanstieges.

Bereits der Begründer der Massenpsychologie, »le Bon«, hat 1895 in seinem Werk »Psychologie der Massen« dem selbstbeherrschten, rationalen und schöpferischen Individuum die chaotische, auf äußere Führung angewiesene Masse gegenübergestellt. Für ihn waren Revolutionen, Demonstrationen, Streiks, Lynchjustiz, Volksfeste, aber auch Ratsversammlungen und Parlamente bereits Massenerscheinungen. Meines Erachtens hat le Bon wohl gut beobachtet, aber vermutlich falsch interpretiert. Denn die Fehlentwicklungen, die er schildert, lassen sich besser interpretieren als Überforderung des Sozialen durch Überdehnung der optimalen Größenbereiche als durch Verlust des Individuellen.

In neuerer Zeit finden sich ähnliche Urteile. So schrieb z. B. der Psychoanalytiker C. G. Jung sinngemäß, daß eine Gesellschaft, aus lauter trefflichen Menschen zusammengesetzt, an Moralität und Intelligenz einem großen, dummen gewalttätigen Tier gleiche. Der Sozialpsychologe Hofstätter hingegen übernimmt diese Dichotomie »Individuum gut – Masse schlecht« nicht. Er meint bezüglich Großgruppen, deren Struktur für ihre einzelnen Angehörigen kaum überschaubar ist: »Es kann daher geschehen, daß diese sich verloren fühlen und die tatsächlich bestehende Gruppe mit einer chaotischen Masse verwechseln . . . Diese Entwicklung bedroht jeden großen Verband, da die Einhaltung der für zielgerechte Gruppendynamik erforderlichen Voraus-

setzungen mit der wachsenden Zahl der Gruppenmitglieder immer schwieriger wird« (Hofstätter, 203).

In gewissem Gegensatz zu le Bon, aber in Anlehnung an Hofstätter kann man vielleicht stark vereinfacht sagen: Ein Mensch ist kein Mensch, und eine Millionenmenge ist entmenschet. Erst in der Kleingruppe realisiert der Mensch seine sozialen Potentiale hinreichend.

Auf einer phylogenetischen Zeitdimension könnte eine tiefergehende allgemeine Instabilität der Beziehungen zwischen Individuum und Staat also geradezu erwartet werden. Der Kern der Störungen ist eine gegenseitige »Mißtrauenserklärung«. Diese Störung läßt sich als Überforderung deuten. Überfordert erscheinen die Identifikationsmöglichkeiten beiderseits: Ein Herrschaftsgefüge erscheint – auch wenn durch freie Wahlen demokratisch legitimiert –, da es letztlich von Individuen betrieben wird, überfordert, wenn es sich identifizieren soll mit beispielsweise 80 Millionen Menschen.

Tatsächlich weist unsere Gesellschaft einige Unzulänglichkeiten in der Wechselbeziehung Bürger – Staat auf seiten des Staates auf. Da diese Unzulänglichkeiten in kleineren Gruppen und auch in kleineren Großgruppen nicht oder weniger auftreten, dürfen sie wohl auch als Ausdruck des grundsätzlichen Problems des Identifikationsdefizites als Folge der Anonymität gelten. Zwei möchte ich exemplarisch herausgreifen:

Beispiel 1: *Wahlervotum und Partialinteressen*. Parlamentarische Regierungen haben neben dem Wahlervotum, das idealtypisch als alleinige Handlungsgrundlage der Regierung dient, machtvolle, dauerhafte Interessengruppen zu berücksichtigen (z. B. Unternehmen, Gewerkschaften, Parteien, Großbehörden), deren Einfluß vom Wähler bereichsweise als dominant erlebt wird. Interessenkollisionen zwischen Gemeinwohl und Partialinteressen wurden nicht selten zugunsten der Partialinteressen gelöst.

Auf militärischem Gebiet muß dies besonders bedenklich scheinen. Admiral Rickover, der jahrzehntelange Chef der amerikanischen Strategischen Unterseebootflotte, hat gewissermaßen in Form eines Vermächtnisses anläßlich seiner Verabschiedung in einem offiziellen Memorandum den Kongreß der Vereinigten Staaten vor der Gefahr gewarnt, nicht jene Waffen zu beschaffen, die militärfachlich und gesamtpolitisch erforderlich, sondern jene Waffensysteme, die den Herstellern attraktiv erscheinen (Washington Post, 29. 6. 1980).

Beispiel 2: *Reaktionsformen des Staates auf Instabilität*. Unzureichende

Loyalität der Bürger zu ihrer Gesellschaftsordnung ließe sich z. B. durch Verbesserung der Glaubwürdigkeit, der staatsbürgerlichen Kenntnisse und nicht zuletzt durch wählernahe Politik bessern. Häufig findet sich in der Geschichte der bequemere, aber konfliktträchtige Weg, das *Gesetzesprivileg* und das *Gewaltmonopol* des Staates zur Verbesserung der Kontroll- und Steuerungsmöglichkeiten einzusetzen. Hierbei besteht die Gefahr, daß durch Überreaktion des Staates z. B. aus jugendlichen Gegnern der Energiepolitik Gegner der Gesellschaftsordnung werden.

Diese Sachverhalte erscheinen uns trivial. Zugleich neigen wir häufig dazu, sie allein persönlichen Unzulänglichkeiten einzelner Politiker zuzuschreiben. Vielleicht ist das zu kurz gefragt. Nachdenklich muß zumindest stimmen, daß die gleichen Politiker sich in ihren Kleingruppen kaum von uns unterscheiden werden, bezüglich *der* Eigenschaften, denen wir die festgestellten Unzulänglichkeiten im politischen Bereich zugeschrieben hatten.

Ein Blick in unsere Kulturgeschichte zeigt uns sogar bis in die Gegenwart hinein, daß es Herrschaftsgefüge gibt oder bis vor wenigen Jahrzehnten gab, in denen diese beiderseitigen Identifikationsdefizite mehr oder minder unbekannt sind. In dieser Richtung äußern sich z. B. Leighton & Kluckhorn (1972) nach langer Feldforschung über nordamerikanische Navajo-Indianer; Fridjof Nansen (1908) in ähnlicher Weise über die Eskimos; Merker (1904) über die Massai in Ostafrika.

Besonders herausgreifen möchte ich eine Studie aus jüngster Zeit: Der Ethnologe Fuchs untersuchte in einer Intervallstudie (1972, 1974, 1976–77 und 1984) eine isolierte, im Sandmeer der Sahara liegende Oase mit ca. 1 000 Einwohnern. Es führt keine Straße dorthin, lediglich Karawanen der Tuareg pflegen regelmäßig Handelskontakte. Die Studie ist m. E. ein Lehrbeispiel für die Vorzüge der Fähigkeiten des Homo sapiens, durch individuelle Spezialisierung, funktionale hierarchische Ordnungsstrukturen und erhebliche soziale Potentiale Populationen unter schwierigsten Rahmenbedingungen zu bilden. Bedingungen, die das Überleben des solitären Individuums nahezu ausschließen.

Fuchs ging auch dem Sozialleben nach und fand zahlreichen sozialen Sprengstoff wie auch wirksame Mechanismen seiner Neutralisierung.

» . . . In einer Gemeinde von 1 000 Menschen, die in der Isolation der Sandwüste weitgehend auf sich selbst gestellt ist, besteht ständig die Gefahr, daß Spannungen und Konflikte auftreten, die zur Auswanderung und schließ-

lich zum Auseinanderbrechen der Gesellschaft führen können. Die Gesellschaft von Fachi erscheint in dieser Beziehung besonders gefährdet durch die soziale Schichtung der Bewohner in ›Freie‹ und ›Freigelassene‹ (Nachkommen ehemaliger Sklaven). Es gibt ein Heiratsverbot zwischen beiden Schichten, das zwar zunehmend durchlöchert wird, aber nach wie vor sind die ›Freigelassenen‹ von traditionellen Ämtern ausgeschlossen. Zahlreiche ›Freigelassene‹ haben es zu materiellem Wohlstand gebracht und streben danach, in die Schicht der ›Freien‹ integriert zu werden. Daraus können Konflikte entstehen, obwohl sich die meisten Freien mit einer derartigen Entwicklung abgefunden haben. Aber es gibt auch noch andere Spannungsfelder im sozialen Leben der Bewohner von Fachi, z. B. Rivalitäten um das Amt des ›Agrama‹, des Oberhauptes von Fachi. Häufig sind Konflikte zwischen dem weiblichen und männlichen Teil der Bevölkerung, die ihre Ursache in dem Widerspruch haben, der zwischen dem Selbstbewußtsein und der starken sozialen Position der Frauen von Fachi und gewissen patriarchalisch orientierten Vorstellungen des Islam besteht. Aus diesem und noch anderen Gründen ist in Fachi ein erhebliches Konfliktpotential zu verzeichnen. Es könnte für Fachi existenzgefährdend werden, gäbe es nicht den ›inneren Frieden‹ als die höchste von allen anerkannte Wertkategorie. Fachi ist eine ›Friedensgesellschaft‹, weil jeder auftretende Konflikt sofort Vermittler auf den Plan ruft, die nicht ruhen, ehe ein Streit beigelegt und die Gegner versöhnt sind« (Fuchs 1984, 25).

Die Bedeutung des täglichen Erlebens der Wechselwirkung zwischen Individuum und gesellschaftlicher Ordnung kann an dem hohen Grad der beiderseitigen Identifikation abgelesen werden. Frieden nach innen und außen bedarf aber erheblichen zeitlichen und normativen Aufwandes: So berichtet Fuchs über die Oase Fachi: » . . . die Religion sowie zahlreiche gesellschaftliche Aktivitäten nehmen in Fachi die *Hälfte* der Tageszeit in Anspruch . . . Es wäre z. B. möglich, durch Verlängerung der Tagesarbeit mehr Gärten anzulegen und diese intensiver zu nutzen, aber dazu ist, außer in Notzeiten, niemand bereit. Arbeitsruhe und die dadurch mögliche Geselligkeit, Zeit zur Muße, für religiöse Übungen u. a. gehören in Fachi zur Kategorie ›Lebensfreude‹. Es gibt für die Bewohner von Fachi eine klare Grenze der Leistungsbereitschaft, selbst wenn dadurch der materielle Standard auf einem niedrigen Niveau bleibt. ›Arbeitsleistung‹ und ›Lebensfreude‹ müssen in einem ausgeglichenen Verhältnis stehen. Nach Auffassung der Bewohner von Fachi

wird dadurch ihre Existenz in der Wüste zu etwas so Lebenswertem, daß niemand, der daran teilhat, darauf verzichten möchte. Ausdruck dafür ist die Anhänglichkeit der Bewohner von Fachi an ihre Oase, die ihnen Heimat bedeutet« (Fuchs, 25). Was hat die Oase Fachi mit unserem Thema zu tun? Meines Erachtens bietet das Beispiel Fachi wichtige Anknüpfungspunkte:

1. Die Situation, wie wir sie in solchen kleinen, auf sich gestellten Gemeinschaften finden, ist für die heutigen Industriegesellschaften und die Ordnungen, in die sie eingebunden sind, in keiner Weise repräsentativ. Aber: Was (wie die Oase Fachi) heute nur noch ein winziges Partikel gesellschaftlicher Wirklichkeit darstellt, war in unserer eigenen Kulturgeschichte und noch stärker in unserer Naturgeschichte – mutatis mutandis – die Normalsituation: Überschaubare kleine Gesellschaften, die auf sich selbst gestellt, angepaßt an die ökologischen Rahmenbedingungen ihres Siedlungsgebietes, überlebten und expandierten, waren das Erfolgsrezept der Spezies *Homo sapiens* über nahezu 100% der Zeitspanne ihrer Naturgeschichte. Vorzüge und Mängel des *Homo sapiens* im Sozialbereich (aber nicht nur dort) können wir daher nur unzureichend verstehen, wenn wir diese Tatsache nicht beachten.

Genetisch fixierte Dispositionen und Präferenzen können – wenn sie funktional sein sollen – nur im Dienst einer Optimierung dieses Rezeptes – des funktional gegliederten, relativ autonomen Kleingruppenverbandes – zum Erfolgsrezept liegen. Alle anderen Gesellschaftsformen sind schlicht zu neu für die Möglichkeit, genetische Konsequenzen zu zeitigen.

2. Abstrakt genug behandelt, erscheinen die sozialen Mechanismen, wie sie z. B. in dieser Oase auftreten, mindestens als Kontrastfolie zu unseren eigenen Verhältnissen interessant. Wie Fuchs berichtet, ist das Maß an sozialem Konfliktstoff erheblich. Gleichwohl ist der innere Frieden stets gesichert. Dies erlaubt den Schluß, daß das Ziel einer konfliktfreien industriellen Gesellschaft Utopie bleiben wird. Nicht Konfliktfreiheit kann daher ein politisch-ethisches Ziel sein, statt dessen müssen die Bemühungen dahin zielen, konsensfähige Verfahren zur Konfliktlösung zu entwickeln.

Weiter zeigt uns das Beispiel Fachi, daß Lebensfreude und Zuversicht für Individuen nicht allein oder nicht wesentlich von Gesetzen – und seien es auch gute Sozialgesetze – abhängig sind, sondern stärker von einem Normengefüge, das die Interessen des Individuums in angemessener Weise mit denen der Gemeinschaft verschmilzt, so daß soziale Systeme entstehen, an deren Bau jeder jederzeit mitarbeitet.

Völkerkundliche Untersuchungen erscheinen mir daher auch als »Lieferanten« wesentlicher Anstöße zum besseren Verständnis unserer eigenen Probleme nicht nur sehr förderlich, sondern eigentlich unentbehrlich. Sie liefern uns gewissermaßen »Feldexperimente« zur Frage unserer sozialen Plastizität. Belege für die Hypothese, ein Identifikationsdefizit als Funktion der Populationshöhe sei eine wesentliche Ursache, sollten sich dann nicht nur bei traditionellen Stammeskulturen finden. Auch die Untersuchung kleinerer Herrschaftsgefüge – wie z. B. die Staaten Luxemburg oder Liechtenstein – würde vermutlich Belege erbringen (z. B. Anzahl Bürger pro Polizist, Umfang Straffälligkeit pro 1 000 Bürger usw.).

Dies führt zu einer generellen methodischen Anmerkung: Eine Analyse des Verhältnisses von Identifikationsgrad und Individuenmenge in Herrschaftsgefüge wird selbstredend von zahlreichen weiteren Einflußgrößen, die hier Störfaktoren genannt werden könnten, behindert. Denn leider (oder zum Glück) findet Geschichte nicht unter sauberen experimentellen Bedingungen statt. Während nämlich ca. in den letzten zwei Jahrhunderten in unserem Kulturraum die Individuenzahl unter einer Herrschaftsordnung, z. B. infolge von Fusion (z. B. Reichsgründung durch Bismarck), Bevölkerungsanstieg (z. B. Deutsches Reich mit Beginn der industriellen Entwicklung) oder Eroberung (z. B. das britische Empire) anstieg, änderten sich zugleich auch wesentliche andere Faktoren, z. B. Mobilität, Bildung, Wohlstand. Aber allein ein Gleichbleiben dieser anderen Faktoren würde den Schluß auf eine befriedigende klare Kausalbeziehung zwischen Individuenmenge einerseits und Identifikationsgrad andererseits erlauben. Wie fast stets bei multifaktoriellen Phänomenen müssen wir hiervon zunächst Abschied nehmen. Trotzdem besteht Anlaß zu Optimismus, daß die feinmaschige Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften der Komplexität des Phänomens gewachsen wäre. Meines Erachtens liegt ein *größeres* Hindernis in der manchmal hochritualisierten Ablehnung stammesgeschichtlicher Betrachtung.

5. Mögliche praktische Konsequenzen

Der vorläufige Charakter dieses Ansatzes gebietet in diesem Stadium mögliche Konsequenzen in aller Vorsicht; eher fehlt intensive Forschung. Aber auch um den möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, solche Analysen seien zwangs-

läufig »l'art pour l'art«, weil die Stammesgeschichte eben Geschichte sei, soll eine Reihe von Maßnahmen angeführt werden.

Es erscheinen die folgenden Anregungen aus der zugegebenermaßen noch unzureichend abgesicherten Hypothese, der Mensch sei in seinen sozialen Potentialen, will man diese voll entfalten, immer wieder auf Kleingruppenstrukturen oder Kleingruppensurrogate angewiesen, ableitbar. Einige dieser Anregungen sind bekannt und wurden in ganz anderen Zusammenhängen bereits artikuliert.

1. *Mehr Regionalität.* Schon ein erster Blick auf die Verhältnisse in Frankreich im Vergleich zur Bundesrepublik zeigt, daß separatistische Tendenzen und zentralistische Führung eines Staates zueinander gehören. So finden wir in Frankreich Unabhängigkeitsbewegungen an der Peripherie des Staatsgebietes. Im Süden die Korsen, im Südwesten die Occitanen und im Norden die Bretonen können sich nur in unzureichendem Ausmaß mit der französischen Zentralregierung identifizieren. Die Sowjetunion war für viele ihrer Völker eine Kolonialmacht.

2. *Weniger Staat.* Das *Subsidiaritätsprinzip*, also die nur helfende Ergänzung der Selbstverantwortung kleiner Gemeinschaften als Aufgabe des Staates, kann beitragen, den Grad der Identifikation mit den Zielen des Staates bei den Individuen zu fördern wie auch die Fürsorgepflicht des Staates für die Individuen auf ein sinnvolles und kontrollierbares und damit verlässliches Maß zu beschränken (vgl. von Nell-Breuning 1965).

3. *Spezifische Optimalgrößen.* Der Volkswirtschaftler Leopold Kohr (Rutgers University, USA) hat die These aufgestellt, daß jedes Unternehmen, jede Organisation eine ihm oder ihr spezifische Optimalgröße besitzt, die innerhalb feststellbarer Grenzen liegt. Sowohl die Unterschreitung wie auch die Überschreitung mindern Effizienz, Flexibilität wie auch Produktivität (1965, 1979).

Eine pauschale Forderung nach mehr Kleinbetrieben oder mittelständischen Unternehmen erscheint, so besehen, ebenso ungeeignet wie die Forderung nach mehr Fusion in der Wirtschaft, hingegen sollte der Spezifität der Optimalgrößen Rechnung getragen werden. Kohrs Überlegungen haben m. E. viel zu geringe Resonanz auch gerade unter dem Gesichtspunkt eines zufriedenstellenden Wechselverhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaftsordnung gefunden. Wenn der Bürger z. B. eine überschaubare Gemeindeverwaltung als Ansprechpartner hat, fühlt er sich wesentlich besser aufgehoben als bei zentralisierten Verwaltungsstrukturen. Unter diesem Ge-

sichtspunkt ist z. B. die Gebietsreform der 70er Jahre, die in einigen Bundesländern teilweise gegen erheblichen Widerstand der Betroffenen durchgesetzt wurde, eher kritisch als positiv zu beurteilen.

4. *Überschaubare soziale Dienstleistungsstrukturen.* Es wird angenommen, daß nur dann ein hinreichendes Maß an sozialen Potentialen verwirklicht werden kann, wenn die Interaktionspartner nicht von Anonymität aufgesogen werden. In der Kinder- und Altenbetreuung, aber auch im Gesundheitswesen und in der Arbeitsvermittlung sind z. B. die sozialen Potentiale der dort Tätigen von größerem Gewicht für das Gelingen der Aufgaben dieser Institutionen als beispielsweise beim Kfz-Bau oder in der Energieerzeugung. Hieraus wird abgeleitet, daß solche Strukturen besonders transparent, besonders überschaubar, d. h. möglichst stark dezentralisiert ausgebildet sein sollten.

5. *Abbau des Verbändestaates.* Die Nachkriegsentwicklung unseres parlamentarisch-demokratischen Systems hat dazu geführt, daß die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen bei ihrem Ringen um Einfluß auf die politischen Entscheidungsprozesse sich Organisationen geschaffen haben, die häufig wegen ihrer Stabilität und Macht in der Effizienz der Einwirkung auf die politischen Entscheidungen dem Wählervotum überlegen erscheinen. Es dürfte offensichtlich sein, daß hier eine erhebliche Gefahr für den Glaubwürdigkeitsgrad parlamentarisch-demokratischer Systeme besteht. Eine Regierung, die zu bedenken hat, daß die Wähler wechseln, aber die Lobbyisten bleiben, ist nur eingeschränkt handlungsfähig und eingeschränkt glaubwürdig. Auch die Abwahl ändert nichts an diesen *strukturellen* Problemen. Bei den US-Präsidentschaftswahlen z. B. beteiligen sich durchschnittlich unter 40% der Wahlberechtigten! Das kann unter anderem auch ein Indikator für mangelnde Überzeugungskraft des Regierungssystems einer besonders großen Gesellschaft sein.

6. *Aufwertung des Abgeordneten – Abwertung der Fraktion.* Auch diese Anregung dient letztlich der besseren Abbildung des Wählerwillens im Parlament. Sie entspricht der Forderung des Grundgesetzes, daß der Abgeordnete nur seinem Gewissen verantwortlich sei. Daß er seiner Fraktion verantwortlich sei, steht nicht im Grundgesetz. Bei zurückgedrängter Fraktionsmacht nimmt die Einflußmöglichkeit der Wähler auf den Abgeordneten zwangsläufig zu. Damit ist eine wesentliche Voraussetzung zur Verbesserung des Wechselverhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaftsordnung angesprochen; denn der Wähler sieht in Übereinstimmung mit dem Grundge-

setz im Abgeordneten seinen verlängerten Arm zur politischen Mitwirkung an der Steuerung der Gesamtgesellschaft.

Forderungen, den Abgeordneten an basisdemokratische Gremien zu binden, sind m. E. unter diesem Gesichtspunkt ebenso bedenklich wie die heute üblichen Formen, bei denen ein immer stärkerer Schwund an Abgeordneten-einfluß und ein Ansteigen der Macht der Fraktionsführung zu verzeichnen ist. Das parlamentarisch-demokratische System bietet wohl als einziges Chancen, Symptome seiner Fehlentwicklung offen entstehen zu lassen. Innergesellschaftliche Konflikte – das tägliche Brot gegenwärtiger offener politischer Systeme – mögen folglich den Weg in eine sozial verträglichere Struktur beschleunigen, wenn wir diese Konflikte als Indikatoren betrachten. Sie sind vermutlich keineswegs Indikatoren nur aktualgenetischer Probleme. Betrachtet man sie aber zugleich als Indikatoren auch phylogenetisch überkommener Eigentümlichkeiten im Bereich von Dispositionen und Präferenzen des *Homo sapiens*, so ändert sich zugleich das Spektrum sinnvoller Verbesserungsvorschläge: Nicht nur die Individuen sind (z. B. durch Bildung und Erziehung) sozialfähiger zu machen, sondern auch die sozialen Strukturen wären anzupassen an die Eigentümlichkeiten eines Kleingruppenwesens.

Anmerkungen

- ¹ *Frans de Waal* hat an Schimpansen in einem großen Freigehege im Arnheimer Zoo die sozialen Interaktionen untersucht. Die Ergebnisse zeigen Leistungen, die wie eine Karikatur kommunalpolitischer Aktivitäten wirken (vgl. *F. de Waal*, 1982, insbesondere 184–221).
- ² Als allgemeinen Urteilsrahmen zur Bestimmung der Lernfähigkeit und »Intelligenz« von Tieren schlägt *Otto Koenig* (1975, 36) eine vierdimensionale Analyse vor, in der die »soziale Struktur« eine der 4 Dimensionen ist (neben: systematischer Stellung, ökologischer Funktion, ökologischer Situation).
Eine komplexe Sozialstruktur setzt einerseits erhebliche Lernfähigkeit voraus, fördert deren Entwicklung andererseits.
- ³ *H.-A. Freye* hat in seinem lesenswerten Kompendium der Humanökologie (1978) diese und weitere Anpassungen enzyklopädisch unter ökologischer Perspektive zusammengestellt. Sie reichen von physiologischen (z. B. Haar-, Haut- und Augenfarbe) und morphologischen (z. B. Körperbau und -größe) bis zu Anpassungen in Tagesrhythmik (z. B. folgt die max. Rechengeschwindigkeit der Tagesrhythmik) und Jahresrhythmik (z. B. Schlaf im Sommer flacher, im Winter tiefer).

Literatur

- Bon, G. le (1953): *Psychologie der Massen (Psychologie des Foules; dt.)*. Stuttgart: Kröner-Verlag, 182 S.
- Fuchs, P. (1984): Die Bewohner der Oase Fachi und ihr soziales Leben. *Forschung, Mitt. der DFG* 4, 84: 22–25.
- Hallgarten, G. W. F. (1967): *Das Wettrüsten, seine Geschichte bis zur Gegenwart*. Frankfurt: Europ. Verlagsanstalt, 528 S.
- Harris, M. (1969): *The rise of anthropological theory. A history of theories of culture*. London: Routledge & Kegan Paul, 806 S.
- Harris, M., Fried, M., u. Murphy, R. (Eds.) (1971): *Der Krieg. Zur Anthropologie der Aggression und des bewaffneten Konflikts (War: the anthropology of armed conflict and aggression; dt.)*. Frankfurt: Fischer Verlag, 306 S.
- Harris, M. (1977): *Kannibalen und Könige (Cannibals and Kings; dt.)*. Frankfurt: Umschau-Verlag, 303 S.
- Hartfiel, G. (1972): *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Kröner-Verlag, 696 S.
- Hofstätter, P. (1957): *Psychologie. Das Fischer-Lexikon*. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Koenig, O. (1975): *Urmotiv Auge*. München: Piper-Verlag.
- Koenig, O. (1983): Steinzeitverhalten und industrielle Gesellschaft. In *33 Volt. Österr. Magazin f. Elektronik und Elektrotechnik, Jan./Feb.*: 30–31.
- Koenig, O. (1982): Kumulationseffekte im Kulturbereich. In *Pädagogische Rundschau* 1982: 359–366.
- Kohr, L. (1965): *Weniger Staat. Gegen die Übergriffe der Obrigkeit*. Düsseldorf: Econ-Verlag, 234 S.
- Kohr, L. (1979): *Development without aid. The translucent Society*. New York: Schocken-Books, 227 S.
- Komandt, H.-J. (1985): Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, Bd. XXXVI, 1: 1–15.
- Leighton, D., and Kluckhorn, C. (1972): Wie wird man zum Navajo? In: König, R., und Schmalfuß, A. (1972): *Kulturanthropologie*. Düsseldorf.
- Liedtke, M. (1972): *Evolution und Erziehung*. Göttingen: Vandenhoeck u. Rupprecht.
- Liedtke, M. (1985): Technik. Erlösung oder Sündenfall des Menschen? Zum Problem der Humanität in der technischen Entwicklung. Hrsg. v. Gesellschaft d. Freunde der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Schriftenreihe, Wien, 24 S.
- Merker, M. (1904): *Die Massai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes*. Berlin: Reimer Verlag, 421 S. (Nachdruck: Johnson Repr. Corp., New York 1968).
- Nansen, F. (1908): *Eskimoleben*. Berlin: Globus-Verlag.
- Nell-Breuning, O. v. (1947): *Gesellschaftsordnung. Wesensbild und Ordnungsbild der menschl. Gesellschaft*. Nürnberg, Passau, 48 S.
- Nell-Breuning, O. v., und Sacher, H. (Hrsg.) (1951): *Gesellschaftliche Ordnungssysteme*. Freiburg: Herder-Verlag.
- Nell-Breuning, O. v. (1965): Das Subsidiaritätsprinzip und die sozialen Vorstellungen der deutschen Studentenschaft. In: Schütte, B., Oehler, C., und Nell-Breuning, O. v. (Hrsg.) (1965): *Die unbewältigte Gegenwart. Zur Situation der Universität heute*. Münster, Aschendorff-Verlag, 63 S.
- Riesman, D., Denney, R., und Glazer, N. (1953): *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters (the lonely crowd; dt.)*. Darmstadt, Berlin: Luchterhand-Verlag, 504 S.
- Waal, F. de (1982): *Chimpanzee Politics*. London: Cape Ltd. (dt. 1983).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1992

Band/Volume: [1992](#)

Autor(en)/Author(s): Krebs Uwe

Artikel/Article: [Konfliktfeld "Individuum - Gesellschaftsordnung" - eine phylogenetische Betrachtung 122-137](#)